

(Nachdruck verboten.)

9) Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Hauptsächlich waren es zwei Gegner, deren Widerstand er fühlte. Steinig's Feindschaft trat immer offener hervor, während die Opposition des Direktor Thal mehr im geheimen zu bemerken war. Dem ersten gegenüber spielte Tesmer daher nur noch den überlegenen Mann, der nach dem neidischen Gesellensklasse eines lumpigen Bauern keinen Piffserling frug. Dr. Thal dagegen suchte er durch ein Netz von Liebenswürdigkeiten an sich zu ziehen, indem er sich den Anschein gab, dessen feindseliges Verhalten gar nicht zu merken. Auch war ihm die aufkeimende Neigung zwischen dem Direktor und seiner Tochter nicht entgangen. Und so lächerlich ihm im Ernstfalle ein solches Verhältniß auch erschienen wäre, als Köder kam es ihm sehr gelegen.

Tesmer überhäufte Thal mit Einladungen und gab sich alle Mühe, ihn auf seine Seite zu ziehen. Thal durchschaute als scharfblickender Mann zwar klar die Taktik seines Gegners, allein bisher waren Hedwig's dringende Bitten, es nicht zu einem Bruche zwischen ihm und ihrem Vater kommen zu lassen, stärker gewesen als sein mehrmaliger Entschluß, das Tesmer'sche Haus zu meiden. Ein wenig trug dazu auch das Verhalten Dr. Nessel's bei, der immer offener als Bewerber um die Hand Hedwigs hervortrat.

Erfolgreicher war Tesmer den kleinen Bauern gegenüber gewesen. Vor allen war Wegner vollständig in seinen Händen. Die Spekulationsgeschäfte, die er für diesen unternehmen, waren nach wenigen Wochen bereits so ungünstig verlaufen, daß jener sein ganzes Hab und Gut an Tesmer verpfänden mußte, der nur gegen enorme Zinsen das Geld zur Begleichung der Vorforderungsdifferenzen vorgezogen hatte.

Einsweilen zog Tesmer die Schlinge aber noch nicht zu. In seiner heutigen Stellung mußte er ja doppelt vorsichtig handeln. Die Welt ist zu leicht mit Verdächtigungen bei der Hand. Ueberdies war ihm die Beute ja sicher. —

IV.

Das sprichwörtlich schöne Wetter hatte sich auch in diesem Jahre zu Tesmer's Erntefeste eingestellt. Vom wolkenlosen, zartbeblauten Himmel strömte eine Fluth herrlichen Sonnenscheins hernieder, tausendfältig anblitzend in den kleinen Wellen des Parkteiches, an dessen westigem Ufer die Gäste des Hausherrn beim Kaffee saßen. Die weiten Rasenflächen, die dichten Hecken und Sträucher, die alten hochragenden Baumgruppen prangten meist noch im üppigsten Grün, nur hin und wieder mahnte ein rötlicher oder bräunlicher Schimmer an den Blättern, daß der Sommer zur Neige gehen wolle.

Die kleine Gesellschaft an den weißgedeckten Tischen war in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, und mitten in das Gewirr der Stimmen tönte manch heiteres Lachen und das Klappern der Tassen und Löffel. Die unruhige Spannung, mit der man dem Eintreffen des Arbeiterzuges entgegen sah, erhöhte die allgemeine, laute Fröhlichkeit. Besonders die jungen Gruben- und Wirthschaftsbeamten machten aus ihrer Festtagsstimmung kein Hehl. Tesmer liebte und förderte durch die ungenierte Späße diese Ungezwungenheit; seine Leute sollten sich amüsiren und möglichst in der Weis, in der er sich zu amüsiren pflegte. Ein Vorgefühl des kommenden guten Dinners und ausgelassener Tanzesfreuden lagerte auf den Gesichtern der Jugendlicheren, während Tesmer und seine älteren Freunde die zufriedenen Mienen patriarchalischer Leutseligkeit aufgesetzt hatten.

Das näherkommende Geräusch ferner Musik machte dem lebhaften Geplauder ein Ende und gab das Zeichen zu einem allgemeinen Ausbruch.

Einzeln oder in Gruppen gingen alle nach der Villa und nahmen dort an der niedrigen Freitreppe des Haupteinganges Aufstellung, gegenüber dem breiten mit hohen, schattigen Bäumen besetzten Parkwege, durch den der Zug der Arbeiter kommen mußte.

Immer lauter, vernehmlicher Klang die Musik, immer zusammenhängender trug der leichte Wind die lustigen Weisen eines Marsches herüber.

Endlich bogen die Musikanten in den Parkweg ein, gefolgt von einem Menschentrüdel, dessen lauter, fröhlicher Lärm eine

rauschende Begleitung zu dem taktmäßigen Schmettern der Trompeten bildete.

Einige zwanzig Schritte vor der Villa und den Gästen des Hauses machte der Zug halt. Die Theilnehmer, Männer, Frauen und Kinder, auf deren gesuchten oder unerfahrenen Gesichtern noch ein Abglanz des Genusses wiederstrahlte, den ihnen Hammelbraten, Kuchen und Freibier soeben bereitet hatten, bildeten einen Halbkreis. Die Musik verstummte plötzlich, und aus den Reihen der Arbeiter trat ein älterer, lang aufgeschossener Mann. Er ging zehn Schritte auf den Platz zu, wo Tesmer stand, machte eine linkische Verbeugung und griff mit auffallender Geberde in die Brusttasche seines abgetragenen, schwarzen Rockes. Mit markirter Ueberaschung zog er jedoch schnell seine Hand wieder zurück und versuchte eine Miene zu machen, als ob er sagen wollte: „Donnerwetter, da habe ich wohl meine fein sauber aufgeschriebene Rede zu Hause gelassen?“

Tesmer, der majestätisch inmitten seiner Gäste stand, lächelte wohlwollend. Seine Freunde lachten, seine Töchter lachten und auch die Arbeiter mit ihren Frauen lachten. Seit zehn Jahren lachte man stets, wenn der alte Strube regelmäßig mit der gleichen verzweifelten Geberde seine leere Hand aus der Tasche zog und dann mit untröstlicher Miene hastig alle Taschen seines Anzuges durchsuchte. Schließlich, als die allgemeine Heiterkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, richtete sich der alte Arbeiter hoch auf, stellte sich mit einer Handbewegung, die so viel bedeuten sollte, als „Nun, es wird auch so gehen!“ in Positur und begann mit schwachem Pathos eine lange, in Verse gekleidete Lob-, Dank- und Erbauungsrede herunter zu leiern. Er stockte zwar häufig, aber Dank der geschickten Souffleuse, Frau Pastor Kleinschmidt, der Verfasserin des Gedichts und der Erfinderin des geistreichen Taschenabsuchens, ging der Vortrag glücklich zu Ende.

Die Erntekränze wurden überreicht. Mit einem tiefen Knix nahmen die Ueberbringerinnen das Erntegeschenk entgegen; der alte Strube brachte ein begeisterndes Hoch auf Tesmer, ein weiteres auf Frau Tesmer und die Fräuleins und ein ferneres auf Tesmer's Gäste aus, und die Musikanten schmetterten mit runden Backen ihren Lusch dazwischen. Dann folgte eine lange Rede Tesmer's über seine Zufriedenheit mit der letzten Ernte, die freilich noch besser hätte ausfallen können; über die Genugthuung, die er empfinde, daß der Himmel so reichlich die Schale des Segens über ihn ausgegossen habe etc. Er schloß mit einer ernsten Ermahnung an seine „lieben Freunde“, die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder, auch weiter brav, fleißig und genügsam zu bleiben, damit ihnen auch im nächsten Jahre wieder eine Portion Hammelfleisch, Kuchen und einige Fäßchen Freibier bescheert seien.

Ueber die wettergebräunten Gesichter der Männer und Frauen, auf denen die klare Herbstsonne rücksichtslos all die Falten und Furchen bloßlegte, welche Sorgen und Entbehrungen hinein gegraben hatten, huschte ein dankbares Lächeln ob der versprochenen Belohnung.

Die Musikanten setzten ihre Instrumente an den Mund, machten Kehrt, und in derselben Weise wie auf dem Herzuge wurde der Rückweg nach Hogwitz angetreten. Tesmer und ein Theil seiner Gäste schlossen sich dem Zuge an.

Der große Tanzsaal war zur Feier des Tages mit frischem Grün, Blumen und Getreidekränzen festlich geschmückt. Im Hintergrunde befand sich eine kleine Gallerie, auf der die Musikanten Platz nahmen. Für Tesmer, seine beiden Töchter, Dr. Thal und Dr. Nessel war ein Tisch und Stühle aufgestellt; alle übrigen saßen auf den Bänken längs der Mauer oder standen im vorderen Theile des Saales, wo auch die Tonnen mit dem Freibier Platz gefunden hatten. Es war üblich, daß Tesmer mit seinen Töchtern den Tanz eröffnete. Tesmer wählte eine der Arbeiterinnen zu seiner Tänzerin, während zwei Arbeiter die „Fräuleins“ zum Tanze forderten.

Durch Tesmer's Gunst ausgezeichnet zu werden, galt im allgemeinen für die Frauen und Mädchen als keine Ehre. Manche junge Dirne hatte um dieses bloßen Verdachtes willen schon von ihrem Schatz den Laufpaß, und manche Frau von ihrem Manne eine Tracht Prügel bekommen. Allein am heutigen Tage machte man eine Ausnahme. Eine Aufforderung zum Tanze vor hundert Zuschauern war kein Antrag im Parl-

bidicht, im Komtoir oder im Privatzimmer des Inspektor-
hauses. Welche Wahl Tefmer treffen würde, war daher schon
lange Gegenstand eifriger Vermuthungen, Klatschereien und
sogar Fäulereien gewesen. Ein wenig hatten sich heute Alle
für den „gnädigen Herrn“ gepust.

Als die ersten Töne einer Polka durch den Saal klangen,
trat deshalb eine erwartungsvolle Spannung ein. Tefmer
erhob sich, ging langsam an der dichtgedrängten Reihe der
Frauen entlang, musterte die Tänzerinnen, während die ihm
zunächststehenden Dirnen abwechselnd roth oder blaß wurden,
ihm anlächelten oder die Augen niederschlugen, ganz wie sie
es für passend hielten. Endlich machte Tefmer eine würdevolle
Verbeugung. Aller Augen richteten sich nach dieser Stelle
des Saales; die Hintenstehenden machten lange Hälse, um zu
erfahren, wer die Erlorene sei. Diese, ein junges Mädchen
von siebzehn Jahren, eine der vielen polnischen Arbeiterinnen,
die vom Frühjahr bis zum Herbst auf Tefmer's Gütern
arbeiteten, machte in ihrer Verwirrung Anstalten, schon hinter
ihre Kolleginnen zu treten. Sie wußte offenbar die große
Ehre noch nicht zu würdigen und hätte es lieber
gesehen, wenn eine ihrer Nachbarinnen an ihre Stelle ge-
treten wäre. Aber Tefmer hatte sie bereits um die Taille
gefaßt.

„Dummes Ding, wirst Dich doch vor mir nicht fürchten!“
raunte er halblaut, und begann zu tanzen. Trotz seines Alters
und seiner Korpulenz drehte sich Tefmer flott im Kreise, und
auch die hübsche Kathinka schien bald ihre Scheu überwunden
und Gefallen am Tanze gefunden zu haben. Nachdem Fräulein
Hedwig und ihre jüngere Schwester Rosa ihre Partner ge-
funden, war das Eis gebrochen, und immer neue Paare stürzten
sich in den Tanztrubel.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ginge es nach den Versen, mit denen unsere Komplettdichter
Berlins Reize verherrlichen, das lokalpatriotische Gemüth jedes
Berliner könnte ewig sonntägliche Stunden durchkosten. Aber selbst
jene Bürger Berlins, die sich mit Stolz als „Reichshauptstädter“
fühlen, werden vom lobpreisenden Komplet- und Tingeltangelang
nicht allzu tief berührt. Sie lassen sich nicht ungern von den
schmeichlerischen Klängen reizen, aber sie geben sich ihnen nicht auf
Gnade und Ungnade gefangen. Wenn dem Pariser Pfahlbürger-
thum zum zehntausendsten Mal versichert wird, Paris sei die
glänzende Leuchte und Zentrale der Weltkultur, so wird jeder
Gewürzkrämer in Paris das durchaus in Ordnung finden,
wiewohl er für seine Person gewiß nicht das aller-
mindeste zum Glanz der Weltleuchte Paris beigetragen
hat. Wenn der spaßhafteste Wiener, dessen geistiger Horizont nicht
über den Dugersport oder über das Interesse an Wettrennen
hinausreicht, die Worte hört: „Wien bleibt Wien!“, so nickt er ganz
ernsthaft und gewichtig hierzu, wie zu etwas Selbstverständlichem mit
dem Kopf, trotzdem sich dabei so gut wie gar nichts denken läßt.
Neu-Berlin ist zu jung noch, als daß es so feststehende Grundsätze
für sich hätte formen können.

Noch immer pflegt man bei uns in manchen charakteristischen
Zügen die Emporkömmlingsnatur hervorzutreten; und ganz
bezeichnend ist es, wie gespannt man hier zu Lande fremde
Neußerungen über Wesen und Eigenthümlichkeiten Berlins ver-
folgt. Man erboht sich nicht mehr so heftig, wie vor Jahren, als
Victor Tissot voll von abernen Vorurtheilen auszog und seine Studien
veröffentlichte; etwas ruhiger ist man doch geworden. Aber man
hängt an der Gewohnheit des Parvenus fest, sich ängstlich darum
zu bekümmern, welche Meinung irgend ein Nachbar über das Haus-
wesen, das man bestellt hat, austrägt. Herr Jules Claretie, der
bekannte Theatermann und Tageschriftsteller, hat in diesem Sommer
ein paar flüchtige Stunden bei uns gewellt und in pathetischer
Form die Eindrücke wiedergegeben, die er von der riesigen Kasernen-
und Fabrikstadt Berlin gewonnen hat. Er träumte sich in die
Vergangenheit hinein und munkelte über die Zukunft des „lebens-
voll“ anschwellenden Berlins. Das war Grund genug, die wichtigen
Studien des Herrn Claretie, die während einer Rundfahrt
zwischen dem Mittag- und Abendessen gesammelt waren, unserem
Publikum in ihren Einzelheiten genau wiederzugeben und tiefinnige
Erörterungen daran zu knüpfen.

Neulich war ein anderer Pariser Publizist hier und schilderte
seine „Berliner Anschauungen“ in einer Pariser Zeitschrift. Für
jeden Unbefangenen mußte es sofort klar sein, daß dieser Herr un-
gefähr so gesehen hatte, wie der Italiener Evangelisti, der nirgends
in Berlin Noth und Glend zu erblicken vermochte. Das thut nichts.
Auch solche Pariser Weisheit bekommt das Berliner Publikum auf-
gelächelt, und es erörtert sie lebhaft. Ja, fällt es in Städten mit
alt gefestetem Kulturbesitz, fällt es etwa einem Pariser ein, die
Stirne nachdenklich zu falten, wenn irgend ein Commis voyageur
mit der Feder in ein paar Tagen oder Wochen die tiefsten Geheim-
nisse von Paris entdeckt hat?

Dabei muß man bedenken, wie diese Art von Entdeckungs-

reisenden fast niemals sich aus dem Gesellschaftskreis emporzurängen
vermögen, in dem sie sonst zu verkehren gewohnt sind.

Gleich unser jüngster Logirbesuch aus Paris. Der Mann tummelt
sich in den Theatern, flaniert vor den Boulevardcafés, giebt in be-
freundeten, gutsituirten Bürgerfamilien die neuesten Anekdoten zum
besten: Flugs ist, nach seinem Masthab gemessen, die Charakteristik
von Berlin beendet. Er erzählt dabei seine neueste, immens be-
deutende Enthüllung: Oh, wie salopp, wie lotterig kleidet „man“
sich in Berlin. In den Schauspielhäusern, auf den Promenaden,
was sieht man da für Toiletten. Selbstverständlich bemerkt er nur
eine kleine soziale Schicht und da wird er ja mit seiner Anmerkung
nicht unrecht haben. Aber zugleich wird ihm diese enge
Schicht zum großen Berlin und nach seinem in Paris
geschulten Blick die neuentdeckte Thatsache zum höchst
wesentlichen Merkmal für ganz Deutschland. Solch ein Mann
glaubt wirklich, überall fordern zu dürfen, was er in der sogenannten
eleganten Welt von Paris kennen gelernt hat. Das ist im übrigen
seine Sache; nur wirkt es komisch, wenn unsere Bürgerschaft mit
solcher Reizbarkeit auf derlei Neußerungen hinhorcht. Empor-
kömmlinge, die ihren Haushalt noch nicht mit gesicherter Ruhe zu
verwalten verstehen und in nervöser Erregung ausspähen: Wie
hält es der, wie hält es jener Nachbar von gutem, altem Besitz!

Es leisten indessen auch unsere Handlungsreisenden von der
Feder Erkleckliches an rasch fertigem Urtheil. Wer in den jüngsten
Tagen die Beobachtungen las, die unsere „Kriegsberichterfasser von
den Manöverfeldern“ ihren Blättern übermittelten, der mußte darauf
schwören, daß Deutschland doch das einzig wahre und echte Soldatenland
der Welt sei, daß nichts den Deutschen so im innersten Kern erbeben
mache, wie das militärische Schauspiel. Es hätte eine weltbewegende
Erscheinung austauschen können, sie wäre nach der Anschauung mili-
tärischer Stimmungsmacher vor den glänzenden Manöverspielen
jämmerlich verblaßt. Ach und wie leicht sind derlei Beobachtungen
„festzustellen“. Man klammert sich an schablonenhafte Begriffe und
braucht sie nur wiederzukäuen. Man sieht eine Menge von Neu-
gierigen um sich. Wo fehlten die je bei irgend einem Soldaten-
aufzug, sei es hier, sei es in Paris oder in Wien? Wo fehlten je
die „Schlachtenbummler“, die bei allem dabei gewesen sein müssen
und denen alles zum Sport wird? Diese Menge stellt nun in den
Reporterphantasien das gesammte Volk dar; in ihr lebt das
Beste des Volksbewußtseins. Und wenn nun diese Menge
bei einer schneidigen Reiterattache in ungebändigtes Gallop
ausbricht, unbekümmert darum, daß diese Reiter-Fantasia,
wie die Araber die ledernen Reiterstücke nennen, im Ernst-
fall einer unnütz tollkühnen Preisgabe von Menschenleben gleichkäme,
ist da nicht der vollgiltige Beweis dafür erbracht, daß es nur ein
einzig herrliches Soldatengeschlecht auf Erden gebe, das deutsche?!

Es wurden diesmal sogar von einzelnen Beobachtern ganz merkwürdige
Entdeckungen gemacht. Manche von den norddeutschen
Kriegsberichterfasser wußten zu „konstatiren“, daß der soldatische
Gedanke auch im bayerischen Volksherzen feste Wurzeln geschlagen
hätte; und es war gar puzig, wie sie förmlich erstaunt ihre Ent-
hüllungen offenbarten, daß der militärische Geist seit 1866 in
Bayern solche Fortschritte, solche moralischen Eroberungen gemacht
habe. Fast klang es, als wollten die Enthüller der tiefsten Volks-
seele dem gemeinen Bayer Glück wünschen, daß er nunmehr beinahe
würdig sei, Preuße zu heißen.

Welche Blumenlese von bayerischen Volksausprüchen,
die während der Manövertage gefallen waren, könnte man aus den
Zeitungsberichten zusammenstellen! Wie sich der Bayer für seine
Regimenter interessiert; wie er sich für seine Armee, die im Gesichts
„gegen die Preußen“ stand, erhitzen kann! Die Herren waren ganz
paß vor Ueberraschung und beilieten sich darum, die allerneueste
Entdeckung über den Kern bayerischen Volkswesens der aufhorchenden
Welt brüthwarm zu verläuben.

Was sonst für Beobachtungen auf den ruhmvollen Manöver-
feldern gemacht wurden, das entspricht dem altbekannten Schema.
Nach diesem Schema kommt dem preussischen Soldaten das Beiwort
nach, dem bayerischen das Beiwort rausluftig zu. Dem Bayern
schlechthin wird das Kriegsführen zur waghalsigen Lust, dem
Preußen zur eisernen Pflicht. So steht's im Schema; und
darum wird nicht gerüttelt, aller modernen Waffen-
technik, allen modernen Manövermanövern, die von Soldaten
die äußerste Kraftausnützung fordern, zum Troh. Wurden diesmal
doch Marsche bis zu 58 Kilometern, also bis nahezu acht deutschen
Meilen erzielt.

Das macht indessen nichts aus. Wenigstens den Federhelden
nicht, die dabei waren. Ganz Findige unter ihnen, die die ge-
heimsten Regungen der Volksseele zu belauschen wissen, wollten
wahrgenommen haben, daß der furor des Bayern dadurch nicht im
mindesten gelitten habe. So ist er einmal, dieser Bayer schlechthin,
gleichgiltig ob er fränkischen, schwäbischen oder altbayerischen Stammes
sei. Rausluftig bis zur Majerei des Halbwilden. An solchem Gegner
gemessen, wie heben sich da erst die Vorzüge der präzise arbeitenden,
jäh-preussischen Soldatennatur ab! —

Alpha,

Kleines Feuilleton.

— Die Glocken von Vineta. Bekannt ist die Sage von
der reichen Stadt Vineta, die um des Uebermuthes ihrer Bewohner
willen vom Meere verschlungen wurde, aber noch heute in der Tiefe
ein gespenstisches Leben weiter führt. Nicht selten soll gar der ein-
same Wanderer am Sonntagmorgen, doch nur, wenn er selbst ein

Sonntagskind ist, in der Stille der Dänen den Klang der Kirchenglocken aus der Tiefe der See vernehmen, die noch immer die Bewohner der längst versunkenen Stadt zur Kirche rufen. Gewiß hat schon mancher über die aus dieser Sage sprechende fromme Einsicht gelächelt, und auch ich habe es wohl früher gethan, bis es mir geschah, daß ich die Glocken aus der See, zwar nicht der Ost-, aber der Nordsee, mit eigenen Ohren läuten hörte und einfach, daß auch hier, wie so oft, dem alten Volksglauben doch etwas Wirkliches zu grunde liegt. Es war im Juli 1895 zu Wittidün auf Amrum Morgens halb fünf Uhr. Das Fenster war halb geöffnet, ein klarer Morgen schien herein, kein Laut des Lebens war vernehmbar, selbst der fast nie rastende Wind schien zu schlafen. Ich glaubte noch zu träumen, als ich durch das regelmäßige Brausen der schwachen Brandung hindurch bald schwach, bald stärker anschwellend tiefe Glockentöne vernahm, wie von einem fernen, vollstimmigen, wohlabgestimmten Geläute. Geisterhaft, wie von etwas Körperlosem aus unbestimmbarer Ferne kommend, schwebten die Töne in der Luft, übertönten die Brandung und mischten sich mit ihr. Eine Täuschung war nicht möglich; so scharf ich hörte, und ich habe ziemlich musikalische Ohren, die Töne blieben. Ich trat ans Fenster, sie wurden nur deutlicher. Ein wirkliches Glockenläuten konnte es nicht sein, denn um 1/5 Uhr morgens und Alltags läuten in protestantischen Ländern keine Kirchenglocken, ganz abgesehen davon, daß es ein so schönes Geläute in Hörnähe dort überhaupt nicht giebt. Noch lange lauschte ich den tiefen Tönen, zugleich über ihre Herkunft nachdenkend, bis sie mir klar zu werden anfing. Das regelmäßige Geräusch der Brandungswogen selbst mußte es sein, das sich von einer langen Küstenstrecke her unter der günstigen Bedingung vollkommener Stille zu tiefen musikalischen Tönen zusammenfassend, die ihrerseits wieder unter sich noch tiefere Kombinationstöne erzeugten. Bestere halte ich sogar ihres eigenthümlich ergreifenden Charakters wegen an dieser seltenen Naturmusik für sehr stark beteiligt. —

(„Prometheus“)

Literarisches.

— „Unjamweve“, Ernst v. Wolzogen's vieraktige Komödie, ist soeben im Verlage von F. Fontane u. Co., Berlin, als Buch erschienen. —

Theater.

„Unmenschen, Unmenschen, wer bist Du, daß Du uns so die Köpfe verdrehest und die Herzen zerfleishest kanst und lächelnd weiter schreitest auf Deinem blutigen Wege zum Ruhme!“ Mit diesem stark romanhaften Ausschrei apostrophirt Frau Leonore, die Gattin des reichen Konsuls Gerth, den Afrika-Eroberer Franz Ewert, für den sie in stürmischer Leidenschaft entbrannt ist. Herr Ewert aber weist die Liebesfische mit kühler Ueberlegenheit zurück. Er ist kein — Damenmann, er ist ein männlicher Mann, der nur seiner großen Aufgabe lebt, dem Vaterland ein Stück Afrika zu gewinnen. Ihn darf das Weib nicht unterkriegen. Für ihn bedeutet die Frau das bischen Schönheit, den Duft, der den geplagten Menschen zu Zeiten erquickend soll.

So heißt es in der neuesten Komödie Wolzogen's „Unjamweve“, die am Freitag im Lessing-Theater ihre Premiere erlebte.

Held Ewert in der Komödie erinnert mich an den Kraftmeier einer höchst romantischen Geschichte von Sue, der jeden und jede überwand, der den Männern im Kampfe oblagte, wie den zierlichen Mädchen auch. Wo er auftritt, kann er Furcht und Respekt um sich verbreiten, wo er hinblickt, brechen zärtliche Frauenherzen.

Solchen Vergleich mit hyperidealisirten Romantifiguren weckt der Held von Unjamweve; und andererseits giebt er sich bis auf den Namen so deutlich als eine Gestalt, die nach lebendigem Modell geschaffen ist, die die Thaten des vielbesungenen Afrikahelden Peters aus dem innersten Wesen einer kraftvoll männlichen, in sich abgeschlossenen Natur erklären, nicht idealistren soll. Das giebt einen künstlerischen Mißklang. In dem ideologischen Eifer, den angeblich verlästerten Peters zu „retten“, hat Wolzogen seine künstlerische Absicht verschoben. Er mußte retouchiren; hier verschönen, dort verschweigen. Hier drängt sich ein Zug auf, der beinahe ein reporterhafter Ablaisch nach der Natur ist, dort wird er überwuchert von romanhaft-phantastischen Zuthaten. Man soll an einen schlichten Mann glauben, per eben nach den Gesetzen seiner eigenen Kraftnatur handeln muß, und andererseits hat man einen theatralischen Großsprecher und nur einen Großsprecher vor sich. Man soll in Ernst an das verwogene Selbstvertrauen dieses Menschen glauben, wenn er die Peters-Anebote zum besten giebt; Einst wollte er sich an die Spitze der Sozialdemokratie stellen, und nur das Aristokratische in seinem Wesen habe ihn zurückgehalten.

Gegenüber Zwitter-Komödien, wie Unjamweve ist, braucht man nicht erbozt zu sein; nicht um der Peters- und Kolonialschwärmerei willen und nicht der männlich-bequemen Art wegen, wie das Verhältnis der Frau zum schaffenden Mann behandelt wird. Gewichtiger Dinge als dieses Lustspiel, das als Charakterkomödie angelegt ist und alle Augenblicke ins übliche Salonstück oder den Theaterschwanz umschlägt, sind des Großen werth.

Dieser Ewert, der ein Erdmensch unserer Tage sein soll und doch sich gebildet wie nur irgend ein posirender Romanheld, hätte sicherlich unserem Philister heidenmäßig vielen Spaß gemacht, wäre nur die Erinnerung an sein Vorbild Peters nicht allzu lebendig.

Er, vor dem die blaublütigsten und goldschwersten Frauen kriechen und der dennoch zu seinem getreuen „Roppelchen“, der bescheidenen Kathi von München zurückkehrt, er, der Allüberwinder und endlich noch Reichskommissar des Königreichs Unjamweve, welcher ein Prachtferl nach dem Geschmack guter Bürger. Aber nur nach der empfindsamsten Schlüßzene im zweiten Akt, in der ein Nigger seines Pana Ewert „Bubi“ in den Schlaf singt und dabei voll Heimweh seines eigenen Ruben im fernen Afrika gedenkt, gab es starken Beifall. Nach dem dritten und dem Schlüß-Akt mischte sich Zischen in den nicht besonders lebhaften Applaus.

Herr A. Klein gab den Helden Ewert. In der Manier dieses Schauspielers liegt es, das Einfachste wie etwas Bedeutames vorzutragen. Vielleicht trug er mit Schuld daran, daß Peters-Ewert gar zu sehr wie ein selbstgefälliger Romanphrasen vorkam.

— Das Schiller-Theater hat sich am Freitag durch die Aufführung von Augengrubers Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber“ ein Verdienst erworben. Wir haben das lustige Stück schon bei früherer Gelegenheit besprochen und brauchen es daher nicht im einzelnen zu würdigen. Aber es drängt einen doch, der Freude Ausdruck zu geben über die lerngesunde Sinnlichkeit, die mit so schallhaftem Behagen über der Handlung ausgebreitet liegt und so energisch die Dünste pfläffischer Unnatur zu vertreiben weiß. Mag darüber gestritten werden, ob im Tiroler Bauernvolke ein Pantheist vom Schlage des alten Steinklopperhannes möglich ist; dieser Mann ist lebenswahr, wie er dasteht auf der Bühne und klug die Jungfrauschast des Dorfes zu frommen Werken an den Männern mobil macht, wo deren Ehefrauen sich in standhafter Entsamung mühen, die vermeintliche Pflicht gegen die Kirche höher zu achten als die eheliche Pflicht. Wo hat wohl ein neuerer Dichter Sinnlichkeit und Sittlichkeit in gleich schöner Mischung zu vereinen vermocht, wie Augengrubers in den „Kreuzelschreibern“?

Die Darstellung, die dem Stücke im Schiller-Theater zu theil ward, war lobenswerth. Man sprach durchweg gut und spielte frisch und wahr. Die beiden Hauptpersonen, der Steinklopperhannes und der Anton fanden in den Herren Pategg und Neurer tüchtige Vertreter, und wenn auch die Sessa des Fräulein Wirth ein wenig schnippisch und bläplich war, so wußte sie sich doch im Ensemble brav zurechtzufinden. Ein kleines Kabinettstück schuf Herr Eyben in dem alten Brenninger. —

Musik.

— er — Neues Operntheater. Mit Beginn dieses mürrischen Septembers sind bis auf wenige Ruh- und Urlaubbedürftige sämmtliche Künstler, welche das Ensemble der königlichen Oper bilden, heimgekehrt. Stille Wünsche, welche die Pietät und erinnerungsgütige Dankbarkeit bisher nicht zu Worte kommen ließ, werden in dieser Spielzeit sicherlich zu nachdrücklichen Forderungen anschwellen, und die Ueberzeugung, daß ohne einen jugendlich unverbrauchten Heldentenor und eine mehr auf ihre stimmfrische Gegenwart als auf ihre große verklungene Vergangenheit pochende dramatische Sängerin keinem Kunstwerke wirklich dauerhaftes Leben verliehen werden könne, dürfte jenen ehrenwerthen Empfindungen, welche vielfähriges Verdienst nicht der unerbittlichen Zeit gänzlich überlassen wollen, kaum mehr unterliegen. Wir hörten Herrn Sylva, dessen ehrliche und ernste Künstlerschaft weit das übliche Tenoristenthum seit vielen Jahren überragt, kürzlich als Canio (Bajazzo) und Mathias (Evangelimann). Noch klingt uns aus früheren Zeiten diese in breiten Tonwellen ausströmende Tenorstimme, deren äppiger Brustklang selbst in hohen Lagen nicht verblasste, im Ohre nach, und die Erinnerung, wie dieses Erzorgan am Schlusse einer noch so aufregenden Rolle dieselbe Leuchtfülle besaß wie zu Beginn der Oper, wird niemand, welcher diese echt dramatische, von allem Krampfhaften freie Stimme in ihrer Blüthe gehört, entschwinden. Weit entfernt, sich über seine herrliche Vergangenheit zu läuschen und sie durch Leistungen seiner Nüchternheit zu trüben, wird Herr Sylva den Muth eines wahren Künstlers zeigen und sich als Kenner des feinen Geheimnisses erweisen, wie man die Tyrannie der Zeit bekämpft, ohne ihr zu unterliegen. Dasselbe verfärbende Bild bot Frau Sacher als „Ortrud“ in der letzten Aufführung von Wagner's „Lohengrin“. Man kann kaum das Gefühl fassen, sich für immer von den magischen Reizen dieser einst reinen und großen Stimme, von der zwingenden Macht dieser Schauspielkunst trennen zu müssen, welche von dem realistischen Parvenüthum unseres modernsten Primadonnenthums nichts wußte. Und dennoch müssen wir den unbarmherzigen Wunsch äußern, dieser gewaltigen künstlerischen Persönlichkeit bald die weiten Grenzen und die volle Kraft unserer weisevollen Erinnerung widmen zu dürfen. —

— In den großen Philharmonischen Konzerten unter Arthur Nikisch's Leitung gelangen im nächsten Winter zur Aufführung außer Symphonien von Beethoven, Haydn, Mozart, Schumann, Brahms die Symphonie in B-dur von Rob. Volkmann, eine Symphonie in D-moll von César Franck, die bei dieser Gelegenheit in Deutschland zum ersten Mal gespielt wird, eine Senerade für Streichorchester von Josef Suk, dem Führer des Böhmischen Streichquartetts, „Zill Gulenspiegel“ von Rich. Strauß, das Vorspiel zum zweiten Akt der Oper „Gernot“ von Eug. d'Albert, ein neues Werk von Heinr. Zoellner, dem Komponisten der Oper „Das hölzerne Schwert“, Brahms' berühmte Haydn-Variationen, Bizet's „P'arle-

fieme" und Werke von Berlioz, Liszt, Goldmark und Rich. Wagner (u. a. Ouvertüre zu der Oper „Die Feen“.) —

Aus dem Alterthum.

— Ein Gott als Geschäftsmann. Aus Paris wird der „Frankf. Ztg.“ berichtet: In der Académie des inscriptions et des belles-lettres verlas Herr Oppert eine interessante Arbeit über die Handels- und finanziellen Operationen eines chaldäischen Gottes der Stadt Sippara am Euphrat, des Gottes Samas, d. h. des Sonnengottes. Die Priestergenossenschaft dieser Gottheit, die im Namen des Gottes selbst die Geschäfte betrieb, vermochte mindestens 3000 Jahre lang sich zu halten und ihre Operationen mit Glück durchzuführen, was ihr so leicht keine von einem einfachen Sterblichen geleitete Handelsgesellschaft nachmachen dürfte. Sie lieh Geld zu einem sehr hohen Prozentsatz, vielleicht zu 25 bis 30 pCt. aus. Der Gott war auch Grundbesitzer, und diese Thatsache hat zur Folge gehabt, daß man in Sippara keine Kontrakte über Terrainverkäufe aufzufinden vermochte, während Schriftstücke dieser Art im übrigen Mesopotamien sehr häufig sind. Um diese Terrains abzumessen, hatte der Gott seine eigenen Maasse. Ein Horn oder eine Tonne bedeutete ein Grundstück von 50 000 Geviertellen in Sippara, während dieselbe Tonne in Babylon 54 000 Geviertellen faßte. Der Gott verpachtete seine Ländereien und erhielt für jede Tonne Gebiet eine gewisse Anzahl von Tonnen Getreide, die zwischen drei und dreißig schwankte. Man besitz detaillierte Abrechnungen auf Denkmälern. Ein Generaltarif wurde alljährlich festgesetzt. Der Gott vermietete Häuser in der Stadt, und man ist auch im Besitze von Rechnungsablegungen über den Verbrauch des von dem Gotte einfließenden Geldes. Er kaufte nur Sachen, die man ihm nicht als Geschenke verehrte, und verkaufte sie mit Nutzen wieder. Alle Handelszweige waren in den Operationen dieses praktischen Gottes vertreten, mit Ausnahme eines einzigen, des Menschenhandels. Der Sonnengott hat nie Sklaven gekauft oder verkauft, denn er machte im Verkehr mit den Sklaven ebenso gut Geschäfte, als mit den freien Männern und legte in dieser Hinsicht, so sehr er auch Gott war, menschliche Gesinnungen an den Tag. —

Aus dem Thierleben.

— Möwe und Staar. Daß sich kleine Wandervögel auf ihren Wanderzügen größeren, z. B. Kranichen, Störchen anschließen und sie gewissermaßen als Reittiere benutzen, sich auf ihren Rücken setzen und mit forttragen lassen, dafür giebt es verschiedene Beobachtungen, die als beglaubigt gelten dürfen. Besonders eigenartig ist aber ein Fall, den nach der englischen Zeitschrift „Field“ jüngst ein Fischer beobachtete. Als er sich eines Tages mit seinem Boote auf offenem Meere befand, um seinem Gewerbe nachzugehen, bemerkte er eine Möwe, die auf ihrem Rücken einen Staar trug. Der seltsame Reiter wurde deutlich erkennbar, wenn die Möwe beim Herumfliegen dem Boote etwas näher kam, da der Staar dann jedesmal Miene machte, seinen lustigen Aufenthalt zu verlassen und auf das Fischerboot zu fliegen. Er war augenscheinlich erschöpft. Endlich wagte er doch den Flug, fiel aber elend ins Wasser. Es gelang ihm jedoch wieder aufzukommen und nach mehrmaligem Zurückfallen schließlich auf das Boot zu flattern. Es hielt nicht schwer, ihn zu greifen. Der Fischer setzte ihn in seine Laterne, wo er alsbald einschlieff, und ließ ihn bei seiner Rückkehr an Land fliegen. Er hatte sich vollkommen erholt und flog schleunigst davon. —

Geographisches.

— Die Geographische Gesellschaft in Rom veröffentlicht die wissenschaftlichen Resultate der Expedition Bottego im unteren Somaliland und an der Landschaft Borani bis an den Rudolf- und den Stefanie-See und schließlich im Nitthal. Die Expedition stellte hauptsächlich fest, daß sich der Fluß Oma in den Rudolf-See ergießt und erforschte das obere Becken des Sobat, welcher als letzter Nebenfluß auf der rechten Seite dem Nil zufließt. Sie nahm ferner Pläne von dem südäthiopischen Gebirgsstock auf und stellte den Lauf des Sagan-Flusses bis zu dessen Einmündung in den Stefanie-See fest. Sie entdeckte den großen Pagade-See, dem sie den Namen Regina Margherita beilegte, und welcher ein geschlossenes Becken mit dem Como-See bildet, und nahm von der ganzen westlichen Küste des Rudolf-Sees Pläne auf. Von den 6000 Kilometer Land, welche Bottego erforschte, liegen 3000 Kilometer in Gegenden, welche bisher noch niemals von Europäern betreten worden sind. —

Humoristisches.

— Eine Anzengruber-Erinnerung. Anzengruber war in den sechziger Jahren mehrere Jahre hindurch als Schauspieler an kleinen Provinzbühnen thätig, unter andern auch in Marburg a. d. Draa. Ein rechter Unglücksabend war der Abend, an dem er hier in dem Drama „Heinrich von Schwerin“ mitwirkte. Das Haus war schon unruhig, als zu Beginn der Vorstellung der Vorhang nicht in die Höhe gehen wollte. Ueber die weiteren Vorfälle berichtet Anzengruber's damaliger Kollege Dominik Klang folgendes: „Als Anzengruber zu unserer ersten Liebhaberin die Worte äußerte: „Prinzessin sind blaß“ — ging ein Lachen durch das

Publikum, denn die Prinzessin war roth! Wahrscheinlich hatten die Erregung und die Vorhangszene, während welcher sie auf der Bühne stand, ihr das Blut in die Wangen getrieben. Anzengruber, über das Lachen konsternirt, ärgerte sich, denn er wußte nicht, warum gelacht wurde. Kurzichtig bis zur Bewußtlosigkeit, sah er überhaupt nicht, welche Farbe die Dame spielte; er machte eine Verbeugung, mußte gleich darauf abgehen und stolperte an der Thüre — Salve von Gelächter! Hinter der Scene erkundigte er sich, warum gelacht wurde. Man bedeutete ihm, daß dies Lachen ihn nicht angegangen, sondern die Prinzessin, welche gut roth geschminkt ist! „Dumme Ganz“, brummte er, „warum sagt sie denn das nicht, jetzt hab' ich mich blamirt!“ Währenddessen fiel das Stichwort — Anzengruber mußte auf die Bühne und sein erster Satz handelte wieder von der Blässe der Prinzessin. Kurz entschlossen, um sich nicht wieder zu blamiren, wie er meinte, änderte Anzengruber auf eigene Faust den Text und sagte: „Das liebliche Roth auf Euren Wangen —“ kaum gesagt, Publikum schon gelacht, denn die Prinzessin war jetzt todtenblaß! — Der Schreck über das viele Gelächter hat ihr das Blut aus den Wangen getrieben. Die Arme stand Folterqualen aus. Anzengruber mit seiner Kurzichtigkeit hatte dies natürlich nicht gesehen und glaubte es durch Aenderung des Textes gutzumachen. Als er abging, sagte er: „Das Frauenzimmer ist ja ein Chamäleon, das ändert die Farb'!“ Unterdessen ging unser erster Held stolz umher, denn ihm war nichts passiert — ja, er hatte sogar einen Applaus — der einzige Lichtpunkt in diesem traurigen Lustspiel. Aber die Nemesis schreitet schnell — auch er wurde an das Messer geliefert. Es kam die schönste Szene des Heinrich von Schwerin: die Erzählung von der Vertheidigung der Festung! Das Unglück wollte, daß dem Souffleur vor dieser Szene todtenübel wurde — und im Souffleurkasten erschien das runde Gesicht unseres Direktors, der eher alles sein konnte, nur kein Souffleur! Allgemeines Verplexsein auf der Bühne. Heinrich, der seine Rolle sehr gut kannte, feufzte und begann in ernster starrer Haltung seine Erzählung. — Endlich kam er zum Schluß derselben und sagte: „Die Türken stürmten die Festung und schrien — und schrien „Allah“ fiel ihm nicht ein und der Direktor-Souffleur konnte ihm nicht helfen) und schrien: Fuchsee!!!“ Donnernder Applaus und eine Einstüß von Lachen! Lange Pause! — Anzengruber mußte dann weiterprechen — wieder etwas von einem blaffen Sage — den er rasch änderte! Aber diese Aenderung hatte den Souffleur so aus der Kontenance gebracht, daß er ganz überhörte, daß Anzengruber fertig war und auf den nächsten Anschlag wartete. — Allgemeines Stocken — endlich schreit der Direktor heraus: „Wenn Du Gottes Sohn bist, so hilf Dir selber! Ich weiß gar nicht, wo wir sind! Anzengruber, in Verzweiflung, half sich mit einer Improvisation. So endete dieses lustige Trauerspiel.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Um Leben und Tod. In der Nähe von Döschersleben veruchte ein junger Gemann seine Frau in der Bode zu ertränken. Er stieß sie ins Wasser, sie aber hielt sich bis früh um drei Uhr an einem Baumstumpf fest, dann gelang es ihr, an ihrem Wache haltenden Mann vorbei, zu entweichen. —
 — In München versuchte ein Kaufmann seine Schwägerin zu erstickern. Als ihm dies nicht gelang, verwundete er sie schwer durch Revolvergeschüsse und lödtele sich dann selbst. —
 — In Paris wurde unlängst ein Mann zur Woche gebracht. Als man ihn durchsuchte, fand man in seinen Taschen eine große Anzahl von Ratten und weißen Mäusen, die vollständig gezähmt waren. In der Hand trug der Mann einen großen Sack, der einen pestilenzialischen Gestank verbreitete. In ihm befanden sich die Lebensmittel für die Thiere, Käserinden, verdorbene Früchte etc. —
 — In Paris ist die Buchbinder-Werkstatt der Verlags-Buchhandlung Hachette, in der 800 Arbeiter beschäftigt sind, theilweise niedergebrannt. —
 c. s. Der Senator Rignon, Bürgermeister von Turin, ist von einem betrogenen Gemann wegen Gehruchß denungirt worden. —

— Ein Arbeiter-Theater. Die großen Brjänsker Eisenwerke haben in Jekaterinoslaw (Rußland) für ihre Arbeiter ein eigenes Theater erbaut. Die Anregung dazu haben, nach dem „Berl. Tagebl.“, die Arbeiter selbst gegeben, die einen Verein bildeten und von Zeit zu Zeit kleinere Theaterstücke zur Aufführung brachten. —

— London, 11. September. Nach einer bei Lloyd's eingegangenen Drahtmeldung aus Perim sprach der Dampfer „Gulf of Venice“ vorgestern einen Dampfer, vermuthlich „Caledonien“, welcher signalisirte, daß der Dampfer „Polypheus“ bei Djebel Lait Schiffbruch erlitten habe, und daß dessen Mannschaft mit Ausnahme von 27 Mann verloren sei. —

— Nach einer Meldung aus New-Orleans sind daselbst zwölf Erkrankungen vorgekommen, die man dem gelben Fieber zuschreibt. —

— Die Goldentdeckungen in Klondyke haben in den Vereinigten Staaten unzählige Aktiengesellschaften hervorgerufen. Viele Gesellschaften besitzen nicht einen Zoll breit Grund und Boden in Klondyke. —